

Zeitschrift: Frauenbestrebungen
Herausgeber: Union für Frauenbestrebungen (Zürich)
Band: - (1915)
Heft: 8

Artikel: Aus den Erfahrungen der Vorsteherin eines Mädchenasyls : (Aus einem Vortrag.) : [1. Teil]
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-326209>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

stalten und fänden in vermehrtem Masse als bisher Anstellung in wissenschaftlichen Instituten.

Im königl. botanischen Museum in Dahlem bei Berlin sind seit Jahren Gärtnerinnen angestellt für Herbar und Bibliothek sowohl als für das Schaumuseum. Im Laufe dieses Jahres ist es der Stellenvermittlung für Niederlenz gelungen, eine Gärtnerin an die eidg. Versuchsstation nach Wädenswil zu plazieren und eine in den botanischen Garten der zürcherischen Universität. Sind das nicht vielversprechende Anfänge?

Wie im Bericht von der Lausanner Tagung (s. Nr. 6) gesagt ist, wurde der Antrag auf Ausbildung von Gartenbaulehrerinnen einstimmig angenommen und vom Vorstand versprochen, die Sache tunlichst zu fördern. So steht zu hoffen, dass unserer gebildeten jungen Frauenwelt schöne, neue Gebiete zur Bebauung erschlossen werden zum Nutzen des gesamten Vaterlandes.

Waisenkinder aus Deutschland und Frankreich in der Schweiz.

Zu diesem Kapitel schreibt Pfarrer Wild in der N. Z. Z.:

„Vor einigen Wochen schon ging die Nachricht von der Aufnahme von Waisenkindern aus Deutschland und Frankreich in die Schweiz durch die Presse. Das Zentralblatt des Schweiz. Gemeinnützigen Frauenvereins vom 20. Juli bestätigt nun, dass das Politische Departement sich gegenüber Frankreich und Deutschland bereit erklärt habe, während der Dauer des Krieges Waisenkinder in der Schweiz aufzunehmen. Deutschland habe diesen neuen Liebesdienst der Schweiz bereits dankbar angenommen; von Frankreich stehe die Antwort noch aus. Der Schweiz. Gemeinnützige Frauenverein, vom Politischen Departement angefragt, hat die Aufgabe, solchen Waisenkindern in Schweizerfamilien Aufnahme zu verschaffen, übernommen, und wendet sich in einem Aufruf an seine Sektionen und deren Mitglieder um Mithilfe bei diesem Liebeswerk.

Auf die Gefahr hin, als kaltherzig und wenig begeisterungsfähig für neue Liebeswerke angesehen zu werden, und obschon ich mit meiner Ansicht vielleicht allein stehen werde und die Verpflanzung von ausländischen Kindern in die Schweiz nicht mehr zu verhindern sein wird, drängt es mich doch, es auszusprechen: man hätte dieses Liebeswerk besser unterlassen und die Liebe und die Mittel, die jetzt für ausländische Kinder mobil gemacht werden sollen, den inländischen Kindern zugewendet. Denn dass unsere Jugendfürsorge vollkommen sei, wird niemand, der mit ihr nur einigermassen vertraut ist, behaupten wollen. Gibt es nicht auch in der Schweiz ein Kinder-Elend? Ein Elend der unehelichen, der verkostgeldeten, der in der Hausindustrie tätigen und überanstrengten Kinder? Tausende dieser Kinder hätten etwas mehr Liebe und Sonnenschein nötig, wahrlich ebenso nötig wie die Kriegswaisen. Ferner wären mit Leichtigkeit ein paar hundert kinderreiche Schweizerfamilien zu erfahren, die durch den Krieg hart mitgenommen sind und trotz Unterstützung ihre Kinder Mangel leiden sehen müssen, oder solche, deren Ehrgefühl es ihnen nicht zulässt, an die Wohltätigkeit sich zu wenden, und die nun bitter darben. Wie froh und dankbar wären sie, wenn man ihren Kindern den Liebesdienst erweisen wollte, den man jetzt den ausländischen Kindern anbietet. Könnte nicht gerade auch dadurch, dass Kinder aus der welschen Schweiz während der Kriegszeit in Familien der deutschen Schweiz aufgenommen werden und umgekehrt, das jetzt so empfindlich mangelnde Verständnis zwischen Welsch- und Deutschschweizern geschaffen und gefördert werden?

Mehr Liebe also für das uns am nächsten Liegende und neben dem warmen Herzen auch der kühle, abwägende und alle Konsequenzen in Betracht ziehende Verstand!“

Herr Pfarrer Wild braucht nicht zu befürchten, mit seiner Ansicht allein zu stehen. Auch viele Frauen teilen durchaus diese Auffassung. Gewiss ist der Wunsch, den Opfern des Krieges, vor allem auch den schuldlosen Kindern, nach Kräften beizustehen, durchaus begreiflich und ehrenwert. Wenn er aber erfüllt wird auf Kosten derer, die uns denn doch noch — und berechtigter Weise — näher stehen, so kann er zum Unrecht werden. Und diese Gefahr liegt nahe. Auch wir wissen von Kindern, die einen Ferienaufenthalt oder kräftigere Nahrung bitter nötig hätten. Sollen die das nun entbehren, damit fremde Kinder gepflegt werden können? Wir glauben, es ist denn doch in erster Linie Pflicht der kriegführenden Staaten, für ihre hilfsbedürftigen Kinder zu sorgen, und wir sind überzeugt, dass sowohl Deutschland als Frankreich dazu durchaus in der Lage sind, dass es gewiss in beiden Ländern genügend Familien gibt, die da gerne helfend eintreten. Uns scheint, das würde auch viel mehr im Interesse der Kinder selbst liegen, als sie in so völlig neue, veränderte Verhältnisse zu versetzen. Dass wir in Bezug auf Lebensmittelversorgung nicht besser bestellt sind als z. B. Deutschland — mit Ausnahme von Brot und vielleicht Fleisch, welches letzteres bei Kindern keine grosse Rolle spielt — soll nur angedeutet werden, da es nur in Betracht fiele, wenn eine grosse Zahl von Kindern in unserem Lande untergebracht würden.

Wir wiederholen: wir verkennen nicht das schöne Gefühl, aus dem die Anregung hervorgegangen ist, aber wir möchten alle bitten: sehet Euch zuerst in der Nähe um, ob es nicht da genug zu helfen gibt!

Aus den Erfahrungen der Vorsteherin eines Mädchenasyls.

(Aus einem Vortrag.)

Es drängt sich mir nach meinen bisherigen Erfahrungen im Umgange mit Prostituierten und Nichtprostituierten je länger je mehr die Frage auf, wie es dazu komme, dass in unserem zivilisierten Lande 15- und 16jährige Mädchen, oft noch schulpflichtige, schon so ein grosses Stück auf dem Wege, der zum Verderben führt, zurückgelegt haben? Manchmal liegt die Versuchung nahe, den Behauptungen gewisser Autoritäten beizustimmen, die von einer Prädestination zur Prostitution, anderseits von vererbter, angeborener Lasterhaftigkeit sprechen. Und es wäre oft viel bequemer, ein solches, mit dem Mantel der Wissenschaft umhülltes Urteil zu fällen, als sich zu fragen: Was wäre aus dem und dem Mädchen geworden, wenn es unter der Obhut und Fürsorge liebevoller, pflichtgetreuer Eltern aufgewachsen wäre, oder — da das Schicksal vielen dieses Glück versagt — wenn es rechtzeitig zum Beispiel einem unmenschlichen Vater oder einer liederlichen Mutter entrissen und in eine geeignete Pflege übergeben worden wäre? Fragen Sie nicht mit mir, ob nie der heilige Ernst einer Konfirmationsunterrichtsstunde solche Herzen berührte?

Dass unser Werk, unsere Sache in den vergangenen Monaten nach allen Seiten hin etwas stiefmütterlich bedacht wurde, begreife ich; tauchten doch in diesen Zeiten so viel stärker in die Augen fallende Nöten und Sorgen auf, die scheinbar augenblicklicherer Abhilfe und Fürsorge bedurften. Zu allen Zeiten aber bekomme ich von so vielen Leuten Worte, wie zum Beispiel solche zu hören: Eure Mädchen sollen tun wie andere Menschen, dann geht es ihnen auch wie andern; oder sie sollen ihr Brot auf ehrliche Weise verdienen, wir müssen es auch, und was solcher Redensarten mehr sind. Sie haben ja recht von ihrem Standpunkt aus, obwohl es einen stark pharisäischen Beigeschmack hat. Wir sagen es unsern Mädchen allemal auch, wenn wir sie glücklich unter unserem Dache haben, in allen Variationen, gewiss! Habe ich aber

solchen Einwürfen gegenüber nicht auch das Recht zu entgegenen: wisst Ihr, ob Eure Buben und Mädchen trotz Eurer bestgemeinten Aufsicht nicht plötzlich einmal in eine Schlinge gezogen werden, aus der Ihr sie nur mit grösster Mühe wieder herauszieht? Fragt einmal, Ihr Väter und Mütter, was alles hinter Eurem Rücken geht? Glaubt Ihr, dass zwischen Abend und Morgen Dinge geschehen können, die ihr fahles Licht über ein ganzes, langes Erdenleben werfen?

Gewiss interessiert es Sie nun, einige Schilderungen über das Wesen und die Geschehnisse unserer Pflegebefohlenen zu vernehmen, deren Lebensgang — von Existenzen kann hier kaum die Rede sein — heute noch bei den Einen durch grösseren oder kleineren Besitz von Intelligenz — sagen wir lieber Raffiniertheit — bei andern durch den Gesundheitszustand und wiederum durch zeitweisen gänzlichen Mangel an Bargeld unterschieden wird wie ehemals. Da kommt so eine junge 15jährige Österreicherin der Polizei in die Hände, weil sie von ihren oft und gern herumziehenden Eltern mit samt der ältern Schwester gezwungen wurde, in Zürich, wo gerade einmal Halt gemacht wurde, Stelle zu suchen. Unsere Anna hielt sich aber nirgends lang und nirgends gut und fieng trotz der schwesterlichen Ermahnungen an mit Burschen zu laufen, was ihr zum Unglück wurde. Viele Bemühungen unsererseits, mit Hilfe des österr. Konsulates, ihre Heimatgemeinde und den Aufenthaltsort der Eltern ausfindig zu machen, blieben fruchtlos; denn dieses Kind wieder zu plazieren, das schien uns eine zu gewagte Sache. Nach vielen Wochen erhielten wir auf unsere Anfrage im katholischen Marienheim zu Bregenz den Bericht, dass wir unseren Pflegling vorläufig dorthin bringen dürften und, einmal in ihrem Lande angekommen, würde sich eine weitere Versorgung leichter machen. So reiste ich dann im Juli vergangenen Jahres mit Anna nach Bregenz (auf unsere Kosten), wo ich sie gut aufgehoben sah. Bald darauf erscheinende Berichte sagten uns gottlob Gutes über das Mädchen, wie es sich auch bei uns ganz recht aufgeführt hatte, und es selber äusserte sich in gelegentlichen Botschaften, dass es sich glücklich fühle unter ihren Landsmänninnen.

Ein andermal hatten wir es mit einer 16jährigen Tirolerin zu tun. Sie war bloss ein Jahr in der Schweiz in Stellung gewesen, ohne je besonderes Glück gehabt zu haben. Einige Wochen war sie als Kellnerin in einer Wirtschaft tätig, wurde aber von der Wirtin als ein faules, unordentliches Mädchen bezeichnet. Auf einer ihrer „Stellensuche“, die sie in einem geliehenen Ballkleide und weissen Schuhen unternahm, wodurch sie aller Leute Blicke auf sich zog, wurde sie von der Polizei arretiert und auf den Posten gebracht. Sie war, nebenbei gesagt, derart „bekleidet“, wenn man dieser Gewandung noch Kleidung sagen darf, dass ich sie beim Abholen auf dem Wachtposten erst an einem geschützten Orte mit ihren im Bahnhof liegenden Kleidern umziehen lassen musste, um mit ihr auf die Strasse und in unser Heim gehen zu dürfen.

Zu unserer Freude hielt sie sich sehr fleissig, gut und willig bei uns, so dass ich ihr gerne wieder zu einem Plätzchen verhalf, welches sich bald fand. Leider musste sie sich wegen Verstauchung eines Fusses nach drei Tagen schon wieder zu uns begeben, wo sie die nötige Pflege fand. Mit Einbruch des Krieges glaubten wir sodann, es wäre für sie das Beste, heim zu den ihrigen zu reisen; ihr Vater sandte einen Teil des Reisegeldes, die andere Hälfte deckten wir, und bald vernahmen wir, dass sie sich im Felde als Krankenpflegerin verdien liess, um ihren Eltern die Sorge des Unterhaltes abzunehmen. Ab und zu flogen Berichte von ihr zu uns und meistens recht gute, die auch von dankbarer Anhänglichkeit an uns sprachen.

Dass uns unsere „Clientel“ nicht bloss durch die polizeilichen, sondern auch durch andere Behörden zugeführt wird, dürfte vielleicht noch unbekannt sein. Bald wird von der

städtischen Amtsvormundschaft aus angefragt, ob man uns einen sogenannten „Fall“ auf bestimmte oder unbestimmte Zeit zur Beobachtung oder zur besonderen Hütung übergeben könne; ein andermal soll von der Bezirksanwaltschaft aus eine ganz junge Diebin in unserem Heime ihre Untersuchungszeit verbringen bis zum eventuellen Strafsentscheid; oder eine Landbehörde möchte eine arme, verirrte Bürgerin bis zu ihrer definitiven Versorgung im „Tannenhof“ aufgehoben wissen. Auch Private fragen ab und zu um Aufnahme irgend einer obdachlosen, gefährdeten geschiedenen oder einer unehelichen Mutter. Die meisten Zöglinge aber werden uns durch Vermittlung der Polizeiasistentin zugewiesen. (Schluss folgt.)

Die Frucht des Krieges.

(Korr. aus Stuttgart.)

In grimmigster Entschlossenheit, nicht achtend der ungeheuersten Blutopfer, stehen die kriegführenden Mächte sich gegenüber. Auf jeder Seite herrscht nur der Gedanke, der endliche Sieg werde und müsse ihr zufallen. Und ähnlich im Innern der Staaten, im Vordergrund, alles andere zurückdrängend die Anspannung aller Kräfte zum Durchhalten, das Heranholen immer neuer Hilfsmittel. Das Aussinnen neuer Erfindungen, alles Denken und Streben auf den Krieg eingestellt.

Wir alle haben nie etwas Ähnliches erlebt, und manche unserer Vergleiche sind schief und unsicher. Aber zutreffend wird sich sagen lassen, dass nie zuvor ein Krieg die Völker derartig in seine Wirbel hineingerissen hat wie das gegenwärtige fürchterliche Ringen. Alles Hoffen und Verlangen ist von ihm verschlungen. Und dies erstreckt sich auf alle Lebensgebiete.

Hass und Feindschaft allein scheinen die Welt zu regieren. Selbst die Kirche, die berufene Vertreterin des religiösen Lebens, die Verkündigerin der sittlichen Wahrheit hat mit diesem Zustand sich abgefunden. Sie begnügt sich wie bisher damit, das Verhältnis des Einzelnen zu seinem Gott herzustellen, die Verwundeten und Sterbenden zu trösten, die Trauernden aufzurichten, Nächstenliebe und Opferwilligkeit zu predigen. Dies soll hier, wie alles andere Gute, das die Kriegsnot aus den Menschen herausholt, nicht verkleinert werden. Aber an den furchtbaren Widerspruch, den Christentum und Krieg darstellen, wagt sich die Kirche nicht heran.

Dies ist etwa der Eindruck, den die Tageszeitungen hervorrufen. Wenn aber diese Blätter schon in gewöhnlichen Zeiten kein vollständiges Bild des Lebens geben, so gelingt ihnen dies heute noch weniger. Sie schildern wohl treffend die Oberfläche. Aber das tiefere Geschehen entzieht sich ihrem Blick.

Es gibt menschliche Gemüter — und gewiss sind sie nicht nur unter den Deutschen, sondern auch in andern kriegführenden Nationen —, in denen noch andere Dinge vor sich gehen, als die öffentlichen Zeugnisse glauben machen. Für sie bedeutet diese Kriegszeit die tiefste innere Erschütterung, die sie je erlebt haben. Äusserlich betragen diese Menschen sich kaum anders als die übrigen. Nur dass sie, sofern sie in der Heimat sind, noch angestrengter für das Wohl der Hilfsbedürftigen arbeiten. Stehen sie vor dem Feind, so gehören sie zu denen, die jeden Augenblick ihr Leben hinzugeben bereit sind. Sie stehen treu zu ihrem Vaterlande. Sie lieben ihre Heimat; sie glauben an die Zukunft ihres Volkes. So sind sie jederzeit gehorsam ihrer Pflicht, aber mit blutendem Herzen. Denn in den schwersten unlösbaren Zwiespalt finden sie sich verstrickt. Hatten sie nicht sonst in ihrem Leben sich redlich bemüht, allen Menschen gerecht zu werden? Das Wort zu erfüllen: Liebet eure Feinde? Heute aber dient alles, was sie tun, was sie unbedingt tun müssen, dem Feinde zum Verderben. Gerade das Wort, das ihnen als das höchste Gebot erschien,